

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

2.10.1927 (No. 40)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 40



2. Okt. 1927

Joachim v. d. Golz / Hindenburg

Als auf den Tod erschöpft nach Taten, die
seit Hannibal ohn' Ebenbild,
und krank aus tausend Wunden, ungestillt,
Deutschland in Fieberträumen schrie,

— vom Herd, an dem er auszuruhen gewillt,
erhob sich, herrlich in des Opfers Größe,
ein alter Mann. Des Vaterlandes Blöße
deckt er mit seines Lebens reinem Schild.

Sein Name ist des Volkes Fahmentuch.
Bei seinem Namen schweigt der Fremden Fluch.
In seinem Namen blüht, was lang entbehrt,
die Ehrfurcht auf vor eines Menschen Wert.

— Die nicht vom Schicksal auserwählt,
zu liegen dort bei Deutschlands besten Söhnen,
die Jahr und Tag erhielten zugehört,
ein Darlehn, Gott durch Taten zu versöhnen,
— der jungen Kämpfer reifgewordne Kraft
in seinem Namen bändigt Leidenschaft.

Fritz Droop / Bilder aus dem deutschen Osten

I.
Im Auto durch die Kasubei.

Der Danziger Sommer ging zur Rüste. Aber er sollte noch
ein Reiseprogramm einlösen, das seit Jahren geplant gewesen
war. Eines schönen Tages fuhren wir los. Unser Prinzip war
Bewegungsfreiheit, die uns gestattete, viel und ordentlich zu sehen.
Wir hatten nicht den Ehrgeiz, als rasende Molande Angst und
Erschrecken in friedsame Gane zu tragen; wer den Kraftwagen so
mißbraucht, verkennt den Kultursinn des Autos und verdächtigt
seine ganze Industrie.

Der Tag begann mit einer Geschwindigkeit von 25 Kilometern
und dem üblichen Vorsatz, keinem Huhn ein Leid zuzufügen; nur
Wesen mit ausgesprochen selbstmörderischen Absichten sollte es ge-
lingen können, uns Lügen zu strafen. Wenn gleich hinter Kahl-
bade, das wir nach halbstündiger Fahrt von Danzig aus erreichten,
die ersten Adergäule ohne Einwilligung ihres schlaftrunkenen
Führers seitwärts an den Graben hoppsten, so konnte das unsere
Bemühungen um bürgerliche Reputation zwar gefährden, indessen
wuchs das moralische Plus im Quadrate der Entfernung und im
Hinblick darauf, daß sich solche Ereignisse im Laufe des Tages noch
einige Male wiederholten, ohne daß wir gezwungen waren, mit
einer Unfall- oder Lebensversicherungsgesellschaft in nähere Be-
ziehung zu treten. Es gab Momente, in denen wir unsern Wahl-
spruch vergaßen oder doch ignorierten; aber die Eleganz, mit der
unser Wagen auf jeden Fingerzetz seines Führers reagierte,
musste jedes Bedenken beseitigen.

Während der ersten Futterpause schlagen wir Karte und Füh-
rer auf, um unsere geographischen Kenntnisse zu bereichern. Den
meisten Deutschen fehlt jede klarere Vorstellung vom Lande der
Kasuben. Darum seien auch hier einige Notizen festgehalten. Sum-
marisch betrachtet, umfaßt die Kasubei etwa die Kreise Bütow und
Lauenburg in Pommern und Puck, Neustadt, Karthaus, Berent,
Könitz und Schlochan in Westpreußen; die Zahl der Bewohner be-
trägt sich auf rund 180 000. Sie sind, soweit sie in Pommern woh-
nen und der evangelischen Kirche angehören, vollständig germani-
siert; in Westpreußen assimilierten sie sich in den letzten Jahrzeh-
nten mehr und mehr den Polen. Wenn heute von der Kasubei
gesprochen wird, so ist fast immer der westpreussische Anteil ge-
meint. Eine annehmbare Erklärung hat das Wort Kasubei trotz
mancher ethymologischer Spitzfindigkeiten noch nicht gefunden.

Zimmerhin sind die Zeiten, wo man jedem trunkenen Bauern den
Spottnamen „Kaschube“ beilegte, gewesen; auch der Irrtum, daß
das ganze Land eine öde Wüste sei, weicht langsam einer besseren
Erkenntnis.

Zwischen Berent und Juschken beginnt die absolute Herrschaft
des Sandes. Oft schien es, als ob die 24 PS. im Kampfe mit
dieser Materie nicht ausreichen würden. Jedenfalls waren wir
mehrere Male gezwungen, den Wagen zu verlassen und kräftig
nachzuhelfen, ehe wir Rottenburg und die wie eine Dase an-
mutende Försterei Dobrino am waldbumsäumten See gleichen Na-
mens erreichten. Der Förster entschloß sich, uns ein Stück im
Wagen zu begleiten. Wenn ein Jäger durch den Wald schreitet,
so begegnen ihm bekanntlich immer ein Duzend Rehböcke, Wild-
schweine, Füchse und, wenn er will, auch Wölfe. Nicht so, wenn er
im Auto erscheint. Dann wirkt offenbar der Benzingeruch auf die
empfindlichen Nasenschleimhäute der Tiere, und sie begeben sich in
ihre Höhlen. Darum sahen wir sie nicht.

Hinter dem hohen Kiefernforst dehnen sich weite Rübenfelder.
Im steinigen Graben an der Straße hocken Frauen und Männer,
die uns mit heimlichem Argwohn betrachten, bis eine Zigarre sie
zutrautlicher stimmt. Bald geben sie auf jede Frage bereitwillig
Antwort und greifen auch gern zu, um unseren Wagen, dessen
schwere Räder sich tief in den braunen Sand gewühlt haben, wie-
der flott zu machen.

In der Ferne blinkt uns eine weite, weiße Fläche zu; noch
ein paar kräftige Anläufe, und wir sind am Ziel. Der Wäzde-
oder Weitsee lacht uns an, und nur schwer widerstehen wir der
Lockung, in seinen stillen Fluten ein erquickendes Bad zu nehmen.
An seinem hügeligen Gestade, von aller Kultur meilenweit ent-
fernt, liegt Sanddorf, ein armes Heidedorf, das seinem Namen
nur zu viel Ehre macht. Es gehörte trotz des Wassers und seines
Fischbestandes mehr als Mut dazu, sich hier anzusiedeln, da der
sandige Boden hier kaum den anspruchslosen Kiefernplantagen
genügend Nahrung gibt. Der Mangel an Grünfutter erklärt den
geringen Bestand an Großvieh, das auch qualitativ auf niedrigster
Stufe steht.

Inmitten der wenigen Häuser des Dorfes steht ein Museum.
Außerlich ein kasubisches Wohnhaus, wie die meisten seines-
gleichen aus verwittertem Holz mit berußtem Strohdach. Im In-
nern eine kasubische Küche, überlastet mit allerlei Produkten seiner

naiven Bauernkunst, der jedes national-individuelle Gepräge fehlt. Kassubisch im eigentlichen Sinne sind höchstens die farbenlauten Jesus- und Marienbilder, die goldbestickten Hauben sowie die Schürzen mit ihrem Tulpen- oder Herzornament. Was sonst an Gebrauchsgegenständen, alten, bemalten Truhen und ähnlichem Gerät, vorhanden ist, kann ebenso gut von Polen oder Kroaten wie von Oberbayern oder Niedersachsen für sich reklamiert werden. Der Schwerpunkt des Problems liegt denn auch nicht in der Anhäufung dieser Gegenstände an sich, sondern in der Absicht, der kassubischen Eigenart ein Heim und dem kassubischen Stammesbewußtsein ein Symbol zu geben.

Wir werfen noch einen Blick in eins der ärmlichen kleinen Häuser, die fast alle ihren eigenen Backofen haben. Auf der Schwelle kauert ein steinaltes Mütterchen und schält mit zitternden Händen die Kartoffeln, die neben dem Mehlbrei und dem groben Brot fast die einzigen Nahrungsmittel bilden. Die Männer, sagt sie, sind weit draußen auf dem Rübenfelde. Nur einer, mit kranken Gliedern, ist daheim geblieben. Er trägt eine große Pelzmütze und schnupft unaufhörlich aus einer Tabatdose aus Birkenholz. In seinem Gesicht streiten Einfalt und Drogoterie mit einem gewissen Zuge von Verschlagenheit. Gemalte Heiligenbilder zieren die Wand über und neben dem Kastenbett, in dem der Holzwurm leise tickt. Durch die Scheiben des buntbemalten Schrankes blinken ein paar zimmerne Löffel, irdene Schüsseln und die große Staatstafel, aus der nur der Herr Pfarrer trinken darf. Aus der Kammer tönt die monotone Melodie eines Wiegenliedes: „Siu-siu, Kindchen, ich wiege dich; Mutter kommt und tröstet dich!“ Die Alte schließt das Fenster, damit das Gefrösch des heiseren Phono-graphen in der gegenüberliegenden Dorfschenke das Kleine nicht wecke.

Ueber dem Weisse brauen leichte Nebelschwaden. Das Auto hat wieder nach Norden gewendet. Muntere Kinder geben uns das Geleit bis zu einem jener hochragenden Christusbilder, die hier und da am Kreuzweg stehen. Hier sitzen die Männer Sonntags wohl stundenlang, beten und erzählen von den Tagen nationaler Vergangenheit. Ein polnisches Flugblatt geht dann still von Hand zu Hand. Dennoch erscheint mir der Haß des Kassubers auf den Burschen des Nachbarortes, mit dem er sich in eiferstichtiger Umwandlung bei der letzten Tanzmusik prügelte, stärker zu sein als der Haß gegen eine feindliche Nation, von deren Art und Sitte er nur aus den Schauermärchen seines Volkblattes Kenntnis erhält.

Die Kinder schauen uns noch lange nach. Ich hatte zwischen der Armut des Landes und dem Kinderreichtum seiner Bewohner kein rechtliches Verhältnis finden können. Ein Sprichwort liefert mir den Kommentar: „Je mehr Kinder, desto mehr Vaterunser“, sagt der Kassube.

II.

Ausflug nach den Masurischen Seen.

Wir sind in einen Wagen mit kleinen litauischen Pferden gesprungen; fast wäre der wackelige Karren umackippt, so schwunghaft war die Freude, die uns besiederte. Der Zehlaubruach ist diesmal unser Ziel. Man hat ihn noch rechtzeitig als Naturschutzgebiet erklärt. Das ist nicht nur ein Aufruf an alle, das Gebiet zu schonen; es heißt zugleich, der Mensch solle seine Finger davon lassen; es ist, als habe man sich auf das Wort Rousseaus besonnen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; alles entartet unter der Hand des Menschen.“ Im allgemeinen hat die „Zivilisation“ hier noch nicht allzu viel Schaden angerichtet; selbst die Frauen sehen hier noch wie Frauen aus. Ich will keine Verealisierungen ziehen; aber den Preisträgerinnen der heutigen Schönheitskonkurrenzen sind diese Naturkinder fast alle gewachsen.

Unsere Kalesche macht einen höllischen Spektakel. Die Räder kreischen und die Achse knarrt. Oft gleiten die Räder, ohne sich zu drehen, — so schlüpfrig ist der Pfad, wo die Furchen weniger tief als breit gefahren sind. Das Karntkraut rechts und links reicht uns bis ins Gesicht; in den Spalten faulender Baumstämme spreizen sich giftgeschwellte Pilze, und es ist wie ein wichtiger Einfall der Natur, daß dicht daneben zwei schlauke Birken in die Höhe streben; denn sie kommen über das kleine Krüppelholz nur wenig hinaus. Unheimlich ist es, wenn der Abend naht und die Gespenster in den Sümpfen weckt. Es scheint, als seien die Gesichte der Spöckenkiefer aus den Torfmooren Westfalens uns gefolgt, obgleich man die Endlosigkeit der westdeutschen Moore hier nicht kennt. Aber das Panorama, das sich uns öffnet, kennt keine geborgten Kulissen, und wir werfen aern Schuhe und Strümpfe fort, um etwas tiefer in die Geheimnisse dieses sonderbaren Landes einzudringen. Es ist gerade kein Vergnügen; aber es bleibt uns einfach keine andere Wahl; denn es ging uns zum mindesten wie Varus, als er im Morast des Teutoburger Waldes seine Stiefel verlor.

Kein Tier springt über unsern Weg, und da wir nicht besser als andere sind und wir aus der Not auch aern eine Tugend machen, geben wir unserer Genußnahme darüber Ausdruck, daß wir unsere Klinten daheim gelassen haben. Wer möchte dieses Land der Stille — auch außerhalb des geschützten Gebietes — noch mehr entvölkern helfen? Der alte Bauer, dem wir unsere Verwunderung über die unheimliche Leere ausgesprochen haben, hat zwar noch Wölfe erlegt, Uhus gefangen und dem Luchs das Fell verborben; aber das war vor so und so viel Jahren. Jetzt ist sein Bart schneeweiß, sein Auge schwach und seine Hand hält keine Büchse mehr. Aber einmal in jeder Woche müssen seine morschen Beine ihn zu dem schiffbewachsenen Rande des großen Moorbruchs tragen, das sich nördlich vom Zehlaubruach erstreckt. Es ist jenes ausgedehnte Hochmoor, das schon Friedrich der Große in kultur-

fähigen Boden umzuwandeln suchte, das sich der systematischen Besiedlungsenergie der Forstverwaltungen aber auch später in hartnäckigster Weise widersetzte, wobei das Land durch die undurchdringlichen Wandwälder unterstüßt wurde. Warum soll man auch Torf stechen, wenn das Holz in den allernächsten Wäldern nichts kostet, und woher sollte die Besiedlung kommen, wenn die Bevölkerung in weniger mageren Gegenden genug Gelegenheit hatte, sich anzusiedeln und auszubreiten. Selbst die sagenhafte Anführerschaft der Litauer wollte hier nicht recht anbeißen; aber die Zähigkeit eroberte schließlich auch hier ein Stück Land, auf das wir stolz sein dürfen.

Zwischen den kleinen Kiefern am Wege haben sich ein paar Zigeuner gelagert. Der eine raucht, der zweite raucht die Pfeife; ein dritter liegt auf dem Gesicht und schläft. Die Melancholie ihrer Heimat paßt sehr gut zu der Schwermut der Wölten, die über uns dahin ziehen und sich nur flüchtig im Wasser der masurischen Seen spiegeln: unstete Wanderer wie die braunen Gesellen, die von der Enge und dem Lärm der Städte nichts wissen wollen und mit ihrem Dichter Venau darüber nachzusinnen scheinen, wie man das Leben „verraucht, verschläft, vergeht und es dreimal verachtet“.

Die kleinen Güter liegen meist versteckt in Winkeln, die vor dem Ueberfall des Wassers sicher sind. Kein Siedler denkt hier daran, mit dem stolzen Dachgiebel des niedersächsischen Bauernhauses zu pröken; geduckt wie die Menschen selber, die mehr von Rußland als vom Westen her beeinflusst scheinen, stehen die kleinen Wohnungen in den Lichtungen. Neue Bauten mit leuchtend roten Ziegeln wollen bekunden, daß auch dieses Land nach mehr als sieben mageren Jahren auf Zeiten hofft, die böse Wunden heilen. . . . Der Moorbruch hat sogar ein paar richtige Seehäfen, von denen Piplin wohl am bekanntesten ist. Die großen Wälder, die sich weiter ostwärts dehnen, spüren kaum, daß sie gelichtet werden, um der Papiersabrik zu dienen. Wer weiß, wie viele Herzfasern uralter Eichen in den Ballen lebendig sind, über die vor einer Stunde die schwarzen Vetterer flogen, die der Leser jetzt hier steht. . . . So sind wir, über Tausende von Kilometern hinweg, äußerlich und innerlich mit einem Lande verbunden, das viel zu wenige kennen, um es lieben zu müssen. Seitdem der Krieg seinen Boden mit Blut getränkt, wird uns das alles noch mehr bewußt; wir brauchen nicht erst zu den Massengräbern pilgern. . . .

III.

An der Bernsteinküste.

Die Geographen mögen Ostpreußen hundertmal zur „Russischen Platte“ oder zum „Baltischen Schilde“ rechnen; die Formationen der Tertiärzeit schaffen keine Grenzen, wo lebendige Herzen zu Bekennern werden. Denn hier ist deutsches Land; geht hin und seht! Hier wohnen Bruderselen, prüft sie nur! . . . Ja, einmal war hier Urwald, tobten Tiere durch die Wildnis dieses Landes, dessen Temperatur wohl gar der Gluthitze Neapols glich. Aus den riesigen Bäumen quoll ein gelber Saft, besonders wenn der Blick in die Stämme schlug, oder das Geweih des fliehenden Elchs die Borke aufriß. Der quellende Saft schloß Käfer und Fliegen ein, um sie tauend Jahre und länger zu bewahren. Der Ruf der Bernsteinwälder lenkte die Blicke der Menschen, die sich nie um entlegene Provinzen des eigenen Landes gekümmert hatten, auf die Küste Ostpreukens, und Eitelkeit und Fußstocher holten wieder ein, was politische Gleichgültigkeit verjämmt hatte: man sprach von dem Lande, in dem es solche Schätze gab, und wollte es kennen lernen.

Man wundert sich, daß der preukische Staat erst 1889 Maßnahmen traf, die Verwaltung des Bernsteinlandes selbst zu übernehmen. Sogar der Tourist macht sich heute strafbar, wenn er gefundene Steine, die irgend einen Wert darstellen, etwa als sein Eigentum betrachtet; dagegen wird für abgelieferte Waren Finderlohn gezahlt. Täglich wirft die Flut den vom sturmdurchwühlten Meer gelockerten Bernstein an das Land, u. Scharen von Kindern sammeln zur Ebbezeit die mit dem Seetang angeschwemmten Stücke. Das Bernsteinbergwerk in Palmnicken „verarbeitet“ den gelben Harzstein in großen Massen. Die Stücke werden aus der sogenannten blauen Erde herausgebuddelt, in rotierenden Trommeln gewaschen und gereinigt, dann sortiert und besonders in Königsberg, Danzig, Stolz, Nürnberg und Wien zu Schmuckstücken und luxuriösen Gebrauchsgegenständen verarbeitet. Die eine oder andere Leserin zählt zu ihren Schmuckstücken ganz gewiß eine strahlende Bernsteinkette, und der Leser hält in diesem Augenblick vielleicht eine Zigarrenspitze zwischen den Zähnen, die ihm einen Gruß aus dem deutschen Osten brinat. Der Instruktor rühmt den Bernsteinack; unsere Chemiker und Aerzte wissen, was sie den anderen Nebenprodukten, dem Bernstein-Öl und der Bernstein-Säure schulden.

Die blaue Erde, die den Bernstein birgt, zieht sich am ganzen Nordseestrand des Samlandes von Brüterort bis Mautau fort. Tiefenst und spröde mutet uns die Natur des Landes an; es ist keine Anfrichtsarten-schönheit, die besticht; man muß lange um sie werben. Wer ihre Reize aber einmal ganz erkannt hat, der fühlt sich ihr in tiefster Liebe zugetan, und selbst jahrelange Trennung kann das Band nicht zerreißen. . . . Manchmal glaubt man sich plötzlich an die Gestade des Südens versetzt, besonders bei Großkühren und dem sonnigeren Rauschen, wo die Bunttheit des Bades Lebens triumphiert, wie etwas weiter nördlich in Kranz. Die Strandweiden täuschen hier oft exotische Märchenbilder vor, so daß man Mandelbäume und Oliven zu sehen glaubt; aber der Wind ist frischer und erquickender als im Orient; er stählt die Nerven und treibt das Blut zu froherer Fahrt durch Herz und Hirn.

So immer wir die Küstengebiete Ostpreußens betrachten: sie sind echt deutsches Land trotz des brutalen Trennungsschnitts, den die Allmächtigen des Jahres 1920 diktiert haben. Hier haben die Ritter des Deutschherren-Ordens das erste Kreuz errichtet und den ersten Pflug über die unwirtliche Scholle geführt. Was das Mittelalter begonnen, hat die Neuzeit noch fester gekittet: von Marggrawowa aus wurde die russische Armee des Generals Rennenkamps in einer Breite von 100 Kilometern aufgerollt und zurückgedrängt. Die Zweige der Bäume und Sträucher, die hier aus dem Boden kommen, singen das Heldenlied vom Hindenburg und geben es den Winden mit, die nächtlich über diese Landschaft rauschen. Weder der Vertrag vom 9. Januar 1920, noch spätere Bestimmungen der „alliierten und assoziierten Mächte“ werden uns um dieses Land betrügen. Die litauischen Bauern wußten, warum sie im Februar 1923 die französische Besatzung vertrieben und allen Vorschriften des Völkerbundes zum Hohn erklärten, daß der Boden ihr alleiniges Eigentum sei. Die Mehrzahl der Bewohner ist dem Deutschtum zugetan. Das mußte auch der französische Gouverneur erfahren, der von den Eltern des Memelgebietes eine Willenserklärung darüber verlangte, ob ihren Kindern litauischer und deutscher Unterricht erteilt werden solle. Die großlitauische Propaganda hatte von 22.000 Schülern unter vierzehn Jahren nur etwa 400 auf die Beine gebracht, die litauischen Religions- und Schreibunterricht verlangten; — dies eine kleine Beispiel mag genügen.

Uebrigens hat sich nach der Abtrennung des rund 2500 Quadratkilometer großen Gebietes gleich ein Deutsch-Litauischer Heimatbund gebildet, der sich die Erhaltung des Deutschtums zur besonderen Aufgabe gemacht hat und zugleich die Harmonie zwischen

Deutschen und Litauern zu fördern sucht. Am ganzen Kurischen Haff begegnet uns kaum ein Bauer, der nicht der deutschen Sprache mächtig wäre. Nur wenn die Alten sich in die Haare geraten, hört man fremde Laute, oder wenn sie abends auf ihren hohen Wagen von der Arbeit heimfahren und einer ein schwermütiges Lied anstimmt. Die Bauern sind meist blondsträhmige Gestalten, die in selbstgewebten grauen Anzügen stecken; die pausbäckigen Frauen tragen weite schwarze Röcke und Jacken; der Kopf ist mit einem weißen Leinentuch umwunden. Man kann stundenlang wandern, ohne eine menschliche Siedelung anzutreffen, so daß man sich fragt, wem eigentlich die Herden schwarz-weißer Kühe auf den großen Weiden gehören. Auf der äußersten Spitze der Kurischen Nehrung, die hier nur zwei Kilometer breit ist, trauert die alte Hanjastadt Memel über ihr bitteres Geschick. In ihrer schönsten Blüte hat der Krieg ihr die Lebensadern abgeschnürt, und die Linden und Ebereschen in den langen Straßen wiegen das Haupt, als sählten sie mit den Menschen in den kleinen Häusern. Von ferne winken die graugrünen Schilfdächer der ärmlichen Fischerhütten; sie bilden einen wunderlichen Gegensatz zu den Sommerwillen, die noch von den glücklichen Zeiten ihrer einstigen Besitzer wissen. Das Unkraut wuchert in den Gärten, die sie umgeben, und die Brise, die vom Meere kommt, versucht vergeblich, die musfige Luft aus den Räumen zu jagen. In den Dünen hat der Sturmwind Knochen von Menschen oder Tieren aus dem Sande aufgewühlt. Warf sie das Meer ans Land? Starb hier ein Einsamer den Hungertod? . . . Gewitterwolken haben sich geballt. Und aus der Höhe klingt es geisterhaft:

„Raum für alle hat die Erde . . .
Was verfolgt du meine Herde?“

Leonhard Winkler / Zwischen zwei Weltteilen

(Fortsetzung.)

IV.

Hinter Tunis steuerten wir nördlich an der schön gegliederten Insel Pantellaria vorüber nach Sizilien zu, ohne aber mehr als undeutliche Umrisse des Landes zu sehen. Hier fuhr das italienische Schulschiff „Amerigo“ mit vollen Segeln, aber auch rauchendem Schornstein an uns vorbei, ein malerischer Anblick; „Schulschiff“ auch deshalb, weil Lehrer an Bord sind und die jungen Leute darauf wissenschaftlich und praktisch ausgebildet werden. Bei der Durchfahrt durchs Ionische Meer sahen wir wieder einen ganzen Tag kein Land. Dann kamen die beiden östlichen Südspitzen des Peloponneses, die Kappe Matapan und Malea; beide steil vom Meer aufsteigend und fast. Man merkt auch hier die Wirkung der Nord- und Südhänge: Spanien und Griechenland ausgenommen, daher grau und braun, wie man es auf den Rottmannschen Bildern in der Münchener neuen Pinakothek sieht; die nach dem Mittelmeer abfallenden Hänge des afrikanischen Gebirges dagegen waldrig, und manchmal leuchtete es wie Wiesengrün herüber. Am Kap Malea fuhren wir so dicht vorbei, daß unser Tarbenpaar, dessen Schlag alle Mittag zu einem Bewegungsflug geöffnet wurde, und das dann zu unserer Freude ums Schiff flog und sich auf Masten usw. setzte, dem Lande zuslog und nicht mehr zurückkehrte. So gut wie auf dem Schiffe werden sie es an der kalten Küste nicht bekommen haben. — Wir waren nun im Ägäischen Meere und näherten uns dem von den Seelenten wegen Hitze und Staub gefürchteten Piräus. Hier wollte ich mir durch Vermittelung der Agentur der Levantelinie doch einen türkischen Sichtvermerk beschaffen, da man mir unterwegs gesagt hatte, daß ich sonst überhaupt nicht an Land käme und die Rückreise nicht mit der Bahn machen könnte; die Neutürken seien in dieser Hinsicht wie verrückt. (Sie haben ja auch die amerikanischen Weltflieger einige Zeit festgehalten.)

Da alle ausländischen Schiffe für den Piräus einer Zwangslofen nehmen müssen, fuhren wir in der Nacht langsam. Beim Morgenanbruch sah ich zum ersten Male die von so vielen Jugenderinnerungen geweihte attische Küste mit ihren Gebirgen, den vorgelagerten Inseln und dann den vertrauten Orten Phaleron, Piräus und Athen. Auch der Akropolis Hügel tauchte auf kurze Zeit auf.

Der Hafen von Piräus ist groß und schön und sehr belebt, die Anlegevorrichtung, wie gewöhnlich im Morgenlande, aber so dürftig, daß die meisten Schiffe im Hafen ankern und durch Leichter laden und löschen müssen; das gibt zwar den Leichterschiffen Arbeitsgelegenheit, verlangsamt und verteuert aber das Ladungs- und Lösungsgegeschäfts und erhöht den Warenpreis. Eine Verbesserung wird im Herbst 1927 eintreten, wo eine nahezu fertige Kaianlage dem Verkehr übergeben werden soll. Da wir von Europa kamen, waren die ärztlichen Untersuchungen und auch die sonstigen Prüfungen ziemlich kurz; auf dem Zollamt mußte ich den Pak hinterlegen und 100 Drachmen für den Tag (über 5 Mark, eine Art Fremdensteuer) zahlen und konnte dann machen, was ich wollte. In die Stadt begleitete mich ein technischer Hochschüler, der als Ingenieur-Volontär die Reise im Rahmen seines Werkjahres machte. Vom Piräus mit seinem Handelsgetriebe fuhren wir auf der elektrischen Vorortbahn bis zum Bahnhof Theseion, beschäftigten zuerst den auf einem freien Platz gelegenen, sehr gut erhaltenen dorischen Theseus- oder Herkules-Tempel, auf dessen schattigen Stufen Männer lagen und schliefen. Dann stiegen wir die Apostel-Paulusstraße zwischen dem Pyrrhügel und dem Areopag hinan. Auch der berühmte Areopag ist ein ziemlich niedriger Felsenhügel,

der westlich von der Akropolis und frei gelegen, ohne besondere Gebäulichkeiten als Gerichtsstätte gedient hat, wohl ähnlich wie die Dingsstätte der alten Germanen. Am Ende der Straße kamen wir zum großartigen Odeon des Herodes Atticus, der besterhaltenen der alten athensischen Schaubühnen. Dann stiegen wir die Fahrstraße zur Akropolis hinauf, die aber ein Stück unter den Propyläen in einen steilen Fußpfad übergeht. Bei den (in München am Königsplatz nachgebauten) Propyläen, dem prächtigen Eingang, betritt man die eigentliche Burg durch eine Gittertür, die von 1-3 Uhr geschlossen wird. Die Akropolis selbst ist freilich nur ein Trümmerfeld, aber ein großartiges. Wie beim Heidelberger Schloß die Trümmer des Ott-Heinrichsbau den Beschauer ganz anders ergreifen als der wiederhergestellte Friedrichsbau, so würde auch wohl ein ganz unversehrtes oder wieder hergestelltes Parthenon und Erechtheion nicht die gleiche Wirkung haben wie die vom Rade der Weltgeschichte erfassten Bauten. Verzichtet würde man gern auf das Baugerüst, das einen Teil des Parthenon verdeckt; aber wir kennen solche Störungen des Eindruckes vom Heidelberger Schloße und vom Freiburger Münster her, wie auch die schöne Turmspitze der Antwerpener Kathedrale in gleicher Weise verhüllt war. Soweit die herabgestürzten Fundstücke aus Athens großer Zeit nicht vom Lord Elgin nach London verschleppt worden sind, birgt sie jetzt das Akropolismuseum, das auf einer tieferen Stelle des Hügel in einem Flachbau so untergebracht ist, daß der Gesamtanblick nicht gestört ist. Als wir uns dem Erechtheion näherten, um uns der von Jugend auf ans Herz gewachsenen Kopsträgerinnen zu erfreuen, erblickte Schellengelapper und der Ruf der Wärter, daß geschlossen werde. Es wird einem überhaupt nicht leicht gemacht, etwas in Athen in Ruhe zu genießen; alsbald taucht ein Ansichtskarten- oder Zigarettenhändler auf und versetzt einen in die Nüchternheit des Alltags. Wie der Händlergeist schon in den Kindern steckt, zeigt folgendes Erlebnis: Wir hatten uns am Turm der Winde auf die Stufen in den Schatten gesetzt und ich las aus dem Baedeker vor. Zwei Knaben von etwa 11 und 9 Jahren standen schon eine Weile um uns herum. Einer reichte mir eine Tafel, auf der französisch ungefähr das stand, was ich vorgelesen hatte. Ich schob sie ihm deshalb zurück. Der kleinere sprang dann weg und kam mit einem Glas Wasser und einem Sodawasserfläschlein zurück. Durstig waren wir bei der Sonnenhitze den ganzen Tag. So tranken wir halt lachend erst sein Glas Wasser und dann sein Fläschlein aus. Als wir nach unserer Schuld fragten, nannte er einen Preis, der den für zwei Kaffee kurz zuvor in einem guten Gasthause bezahlten weit überstieg. Wir gaben dann, was wir für angemessen hielten. Wer es aber nicht liebt zu handeln, der taugt nicht für das Morgenland. Noch üblere Erfahrungen hatte ich mit einem älteren Angestellten der Agentur zu machen, der beauftragt war, den türkischen Sichtvermerk für mich zu besorgen. So bezeichnend sein Verhalten für den verschlagenen Charakter des Neugriechen ist, so soll es hier der Raumerparnis halber übergangen werden. Mein Gesamtindruck war jedenfalls: Ich danke Gott, daß ich als boche und Dunne geboren bin und nicht als Neugriechen. — Eines scheinen jedoch die Neugriechen mit den alten gemein zu haben, nüchtern zu sein und keinen ungemäßigten Wein zu trinken. Wenn man an Wirtschaften vorbeigeht, sieht man fast überhaupt nur Wasserläufer vor den Leuten stehen. Meistens trinkt man Kaffee in Pappentassen und erhält dazu 1-2 Gläser Wasser. Mir war das Wasser lieber als der dicke scharfe Mokka. Eine Eigentümlichkeit der Griechen, aber auch der übrigen Balkanbewohner, ist das Spielen mit Per-

lenketten, ähnlich einem Rosenkranz. Es soll aber keine kirchliche Bedeutung haben; vielmehr scheint der bewegliche Grieche das Bedürfnis zu haben, immer etwas durch die Hand laufen zu lassen. Schutzbrillen sieht man sehr viel; ebenso trägt jedermann eine Kopfbedeckung, um dem Hitzschlag vorzubeugen. Befremdlich für uns Abendländer ist, daß die Frauenwelt meist schwarze Kleidung trägt, obwohl diese die Hitze doch mehr annimmt und daher als Sommerkleidung nicht zu empfehlen ist. Ich selbst empfand die Hitze und Staub damals so, daß ich zu der Ueberzeugung kam, der August sei für einen Besuch Athens wenig geeignet. Ich blieb am zweiten Tag daher bis gegen Abend auf dem Schiff und bestieg dann noch den weithin sichtbaren Lykabetos-Hügel, der im Nordosten Athens hoch aufragt, und dessen Hang neben dem Schlossgarten die grünen Flächen der Hauptstadt darstellen. Allerdings besteht der Wald nur aus recht kümmerlichen Föhren, mit Kakteen durchsetzt, die kaum Schatten spenden. Auf der Spitze ist eine Kapelle und eine Fliegerabwehrabteilung. Der Blick über die Stadt, die attischen Berge und Täler, den saronischen Golf, die Inseln Megina und Salamis und die Berge des Peloponnes ist schön und weckt alte Erinnerungen.

Die Hitze ist eine Feindin jeder ernsten Tätigkeit u. so begrüßte ich es, als wir wieder die Anker lösteten. Das war freilich nicht so einfach. Bei dem sehr starken Verkehr liegen die Schiffe dicht aufeinander und in unsere Ankerketten hatten sich gleich zwei fremde Anker verkettet, deren Lösung zeitraubend war und zur Beiziehung eines Schleppers nötigte. Als wir wieder auf dem Meere waren und das ganze Schiff abgespritzt wurde, ließ ich den Wasserstrahl auch über meinen ganzen Körper gehen. Das tat wohl. Gegen Abend fuhr wir am Kap Sunion vorbei, auf dem noch etwa ein Dutzend Säulen des alten Poseidon-Tempels ins Blaue emporragen, ein schöner Anblick.

V.

Nachdem wir die Meerenge zwischen der großen Insel Euböa und Andros am Spätabend durchfahren hatten, waren wir im eigentlichen Ägäischen Meer und näherten uns am anderen Tage der kleinasiatischen Küste zwischen dem ehemaligen Troja und der langgestreckten Chersoneshalbinsel. Ich hatte als Troststoff u. a. Homers Ilias dabei und war dadurch in die rechte Stimmung versetzt. Die von uns gesehene Inseln Tenedos, Imbros und Sanothrake kommen ja darin mehrfach vor. Auch verfolgte ich aufmerksam, wie das westliche Hochufer von Kleinasien bei Kumsale in die Flußniederung des Skamander und Simoeis übergeht. Die Trümmer von Troja liegen zu weit landeinwärts, als daß man einen bleibenden Eindruck davon erhielt. Auf der europäischen Meereseite aber ließ neben der Geschichte die jüngste Gegenwart ihre eberne Stimme erschallen. Da raat über dem Leuchtturm an der Südspitze der Chersones ein Denkmal der Australier, ebenso hoch, aber massiger als der Leuchtturm, da liegen an vielen Stellen englische und französische Friedhöfe, in denen Tausende und Abertausende den letzten Schlaf schlafen, da ragen Wracke von Kriegsschiffen und Transportschiffen aus dem Wasser, an denen jetzt Kräne beschäftigt sind, die noch brauchbaren Bestandteile zu bergen. An den Ufern rechts und links zeugen aber auch die Trümmer der türkischen Befestigungen von der Wucht der Kämpfe um den Eingang zum Marmara-Meer. Die engste Stelle der Meerenge bei Tschanal ist wenig mehr als 1 Kilometer breit und war durch die Dardanellenschlösser geschützt, die sehr malerisch sind, heute aber keinen Befestigungswert mehr haben. Wenig später folgt die Stelle, wo die alten Städte Sestos und Abydos lagen, der Schauplatz der auch von Grillparzer besungenen Sage von Hero und Leander. Die Fahrt durch die Meerenge selbst ist sehr schön, die asiatische Küste ist gut angebaut, der bergische Chersones dürr und kahl. Doch finden sich auch Täler und Flüsse; beim Abendrauen leuchtete nicht weit vor der Stadt Galipoli eine Flußmündung herüber; ich sehe nach der Schiffskarte und wirklich; es sind die Biegenflüsse (Megospotamo), wo im Jahr 405 vor Christus die athenische Flotte vernichtet und der peloponnesische Krieg endgültig zugunsten Spartas entschieden worden ist.

Durch das Marmarameer fuhr wir bei Nacht. Am Morgen ließen wir links San Stefano liegen, wo der Friede nach dem russisch-türkischen Kriege 1878 geschlossen worden ist. Nach Baedeker haben die Russen dort ein Denkmal mit leuchtendem Turm errichtet. Von dem Turm habe ich nichts mehr gesehen; es ist ihm wohl im Kriege ähnlich ergangen wie den blinkenden Dächern der russischen Kirchen in Baden-Baden und Wiesbaden. Ich hatte mich

früher oft gewundert, wie im türkischen Gebiet ein Ort liegen könne mit dem Namen San Stefano. Jetzt weiß ich, daß viele Städte ihre griechischen Namen behauptet haben, so am Marmarameer z. B. die Städte Rodosto und Panderma. Dann kam im Sonnenschein des Sonntagmorgens Konstantinopel selbst: zuerst die Altstadt Stambul, gegen Westen durch eine vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn ziehende mächtige Mauer abgeschlossen; hügelig wie Rom, die Hügel bekrönt von Moscheen, mit dem schönen Gegensatz des runden Hauptbaus und der schlanken Gebetstürme; deren finden sich teils 2, teils 4, bei der Moschee Achmeds aber 6. Das Goldene Horn ist eine Meereshöhe von hornförmiger Gestalt, die die Altstadt von den neuen Stadtteilen Galata und Pera scheidet. Den Landvorsprung zwischen dem Marmarameer und dem Goldenen Horn nimmt der Serai ein, das ehemalige Kaiserpalast mit Sammlungsgebäuden und weiten und schönen Gärten. Das Goldene Horn dient heute noch als Kriegshafen und als Handelshafen für kleinere Schiffe. Die großen Seeschiffe aber können (wie im Piräus) nicht anlegen, sondern werden auf der Reede des Bosporus an Bojen 300-500 Meter vom Land befestigt. So kamen wir zwischen einem Engländer und einem Türken zu liegen.

Die Einfahrt war für mich das Schönste. Döstlich vom Goldenen Horn leuchtete Galata mit dem hochragenden Galaterturm, daran anschließend Pera, wo von der weithin sichtbaren Deutschen Volkshaus die deutschen Flaggen heruntergrüßten, dann der Anblick in den scheinbar abgeschlossenen Bosporus, drüben in Asien die Städte Stutari und Haiderpasha, der Ausgangspunkt der anatolischen Bahnen. Man kann es verstehen, daß A. v. Humboldt Konstantinopel, Neapel und Salzburg als die nach seinem Ermessen schönst gelegenen Städte bezeichnet hat.

Bald aber kam die Rehrseite. Der Gesundheitsarzt war zwar rasch fertig. Schon aber hatte die Polizei das Schiff besetzt. Auf jedes fremde Schiff wird nämlich ein Schutzmann nebst einer Anzahl Könnern, Aufschreibern und Nachwächtern gelegt, die alle vom Schiff erhalten werden müssen, ein Beitrag zur Lösung der türkischen Erwerbslosenfrage. Der Schutzmann läßt niemand ohne besondere Erlaubnis ins Schiff und vom Schiff. Das hat das Gute, daß sich hier keine Händler auf dem Schiff herumtreiben können wie in Oran. Aber die Schattenseiten überwiegen bei weitem, wie sich noch zeigen wird. In der Kajüte selbst nahm ein Polizeibeamter eine Urkunde über mich als Fahrgast auf, zu der ein Passbild genommen wurde (vergleiche auch Feldmanns „Eindrücke in der neuen Türkei“, Tagblatt vom 21. August 1925). Sie wird von der Polizeibehörde aufbewahrt. Ich wundere mich nur, daß nicht auch Fingerabdrücke genommen wurden. In den Pass wurde neben den Sichtvermerk etwas geschrieben, dessen Inhalt mir zunächst unbekannt war. Nun glaube ich mich im Rahmen der Befehle in Konstantinopel frei bewegen zu können. Das war ein schwerer Irrtum. Als ich am Nachmittag mit unserem Kapitän und dem eines anderen Schiffes der Levantelinie an Land fuhr, mußte ich meinen Pass dem Schutzmann übergeben. Immerhin konnte ich mir an diesem Nachmittag manches ansehen. Ich ging über die belebte neue Brücke, die Alt- und Neustadt miteinander verbindet und auch von elektrischen Straßenbahnen und Kraftwagen viel benützt wird, sah mich im Serai um, betrachtete die Hagia Sophia (das Innere wollte ich wie in Athen zusammen mit dem Ingenieur-Volontär besuchen, der aber erst von der Polizei eine Erlaubnis zum Betreten des Landes erhalten mußte). Ich sah weiter den schönen Straßenbrunnen, den Wilhelm II. 1898 nach seinem Besuche gestiftet hat, ging ein Stück durch den großen Bazar, kam auf den großen Platz Seraskierkapou, wo einem nach dem dürren Athos der Anblick der mächtigen Springbrunnen wohl tut, und am Kriessministerium und dem Exerzierplatz vorüber zu der gewaltigen Moschee Mohammeds II. Dann kehrte ich zum Schiff zurück, nachdem ich mit einem Bootsführer wegen des Ueberfahrtsgebühres handelseins geworden war. Das ist nicht immer einfach; eine feste Taxe besteht nicht. Nähert man sich dem Schiff, so kommt es häufig zu Erpressungsversuchen; der Bootsmann will mehr und droht zurückzufahren. Solche Stücklein können sich die Leute erlauben, da nicht leicht jemand im fremden Land mit unbekanntem Verhältnissen eine Strafanzeige machen wird. Die Ueberfahrt hat noch eine weitere Schwierigkeit. Der Bosporus führt meist hohe Wellen, die Schiffelein aber sind klein, die Lände unvollkommen. Daß man beim Ein- und Aussteigen sein Schenkein anschlägt oder sonstige kleinere Verletzungen davonträgt, ist an der Tagesordnung. (Schluß folgt.)

Maria Sauter / Herbststurm am Bodensee

Ich steh' am Bergeshang allein
und weithin blaut der See,
die Klut tanzt mit dem Sonnenschein
und jauchzend fällt der Sturm mit ein,
wirft Wellen, weiß wie Schnee.

Heil wie es braust durch's weite Land,
und wie die Wolken geh'n,
hochauf, am Ufer fliegt der Sand,
die Weide läßt am öden Strand
ihr Haar im Winde weh'n.

Mein Seel wohin mein Auge schweift,
wie sprüht du Glanz und Licht,
wenn fröhlich dich die Wöve streift,
wenn wild und föhn der West umpeift
bein lachend' Angesicht.